

Jana  
Revedin  
*Flucht nach  
Patagonien*

Jana  
Revedin  
*Flucht nach  
Patagonien*

Roman

Die Übersetzungen der Texte von Federico García Lorca und  
Blaise Cendrars ins Deutsche stammen von der Autorin.  
Der Abdruck von Cole Porters Liedtext »Anything Goes« erfolgt  
mit freundlicher Genehmigung des Musikverlags Chappell Music.  
Vorsatz vorn: © Artists Rights Society (ARS), NY/ADAGP, Paris  
Vorsatz hinten: Rogi Audré, 1935 © Centre Pompidou, MNAM-CCI,  
Dist. RMN – Grand Palais/Georges Megverditchian



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03809-0

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2021

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2021

Lektorat Claudia Jürgens

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Gesetzt durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

I

*Flucht  
An Bord der Madrid*

## 1 *Das Kassenbuch*

Am achten Tag ihrer Überfahrt holte Jean ein neues rotes Kassenbuch aus seiner Aktentasche und legte es vor sich auf den Tisch. Es war der 23. Februar 1937, sie saßen in der Bordbibliothek der Madrid, des »komfortabelsten Postschiffs der Norddeutschen Werften«, wie Eugenia ihm den frisch überholten Transportfrachter der Lloyd-Linie noch in Paris angepriesen hatte. Dieses Postschiff war spartanisch eingerichtet, kein Vergleich zu den englischen Ozeandampfern, auf denen Jean sich im vorletzten Sommer von Le Havre nach New York eingeschifft hatte, doch immerhin durfte hier bei den Deutschen eine kleine Bibliothek mit langem Schreibtisch nicht fehlen.

Er schraubte seine Füllfeder auf, sog sie mit Tinte aus Eugénias Tintenglas voll und kritzelte ein paar Probekringel auf das hellbeige Seidenpapier, in das das Kassenbuch eingepackt war. Dann enthüllte er es vorsichtig, öffnete den Buchdeckel, schlug die Vorsatzpapiere um, falzte sie mit einem Kniff seiner Linken und setzte diese drei Sätze auf die erste Seite: »Ich heiße Jean-Michel Frank. Das Michel können Sie vergessen, nach dem Erzengel hat mich nie jemand gerufen. Was für eine Idee auch, in einer jüdischen Familie!«

Er betrachtete das Blatt einen langen Moment. Er hatte gar nicht nachgedacht, was er da schrieb, denn er war Schreiben nicht gewohnt, die drei Sätze hatten wohl in der Luft gehangen, und nun standen sie, aufs Papier geworfen, schwarz auf weiß vor ihm. Seine Identität las man im ersten Satz, doch gleich danach stellte er sie infrage.

War er etwa ein Persönlichkeitsgespaltener? Ein Frühdementer, wie die Ärzte neuerdings die nannten, die sich in mehreren Lebenslinien verirrtten?

René hatte ihn seit jeher dazu gemacht. »Wer weiß, wer Jean wirklich ist?«, war eine seiner Standardfragen gewesen, oder: »Wo hocken Jeans Schatten?«

Jedenfalls, das stand außer Frage, war er ein perfekter Fall für Professor Binswanger, den großen Freud-Schüler. Und er wusste das seit Jahren. Genauer gesagt seit Renés Tod.

René hatte er zu Binswanger in die Bellevue Klinik hoch über dem Bodensee geschickt, in dieselbe Klinik, in die er auch seine Mutter hatte einliefern müssen. Nur konnte selbst eine Koryphäe nicht alle Patienten retten. Seine Mutter, die an einer vehement fortschreitenden Demenz gelitten hatte, war schließlich im sanften Wahn aus dem Leben gesehelt. René hingegen, dem Binswanger eine bipolare Depression attestiert hatte, saß trotz dessen jahrelanger Mühen eines Tages noch blutjung, aber tot in der Küche einer muffigen Mansarde in der Rue de Beaune.

Wie würde Jean selbst enden?

Eine gute Frage, die er aufschreiben könnte. Er hatte Zeit hier auf dem Schiff. Er hatte nichts zu tun, und es schrieb sich herrlich auf dem samtigen, schlammfarbenen linierten Canson®-Papier unter seinen Händen, das durch drei rote senkrechte Tabellarstriche in vier ungleichmäßige Felder geteilt war. Jean schraubte die Füllfeder zu, legte sie neben das Kassenbuch und strich mit den Fingerspitzen seiner Rechten über die erste Seite. Das Papier erzeugte einen klitzekleinen Widerstand auf der Haut, einen Widerstand, den man als Vibration bis in den Nacken spüren konnte. Sein Blick ruhte auf den drei schwungvoll geschriebenen Sätzen, zu seiner Überraschung sah seine Handschrift ganz passabel aus.

Wann hatte er das letzte Mal mit dieser Füllfeder geschrieben?

So wie er nicht zeichnen konnte, konnte er nämlich auch nicht schreiben. Beziehungsweise, er zog das Lesen dem Schreiben vor, war ja auch seit seiner Kindheit von anerkannten Schriftstellern und fiebernden Jungliteraten umgeben gewesen. Da verging einem das Selbstvertrauen. Zeichnen und Schreiben erledigte in seiner Einrichtungsboutique heute Chanaux, sein Associé, das Rechnen überließen sie dem Komptorverwalter, der die Bücher führte. Jean selbst war für die Entwürfe und die Kundenbetreuung, die Materialauswahl und die Vertragsabschlüsse zuständig. Sein Schreiben beschränkte sich demnach auf Post- und Briefkarten, und auch die schrieb er nur widerwillig. Billets zu den Blumenarrangements an seine Mutter oder an deren beste Freundin Eugenia, die jetzt hier vor ihm am schmalen Ende des langen Schreibtisches der Bordbibliothek saß. Briefkarten zu den Geburtstagen seiner Nichten, der kleinen Anne oder der schon etwas größeren Margot, der einzigen Familienmitglieder, die sich im weitverzweigten Frank-Clan wie Verwandte anfühlten. Postkarten oder halbseitige Briefe schließlich, aus Capri oder Hammamet oder Venedig an seine zwei Freunde, an Francis Poulenc und an Cole Porter.

Er betrachtete seine Schrift, das schwungvoll ausholende J und M und F seines Namens, Jean-Michel Frank.

Konnte das die Schrift eines Seelenkranken sein?

Zumindest die eines Krüppels, denn in seinem vierten Lebensjahr hatte ihn die Kinderlähmung erwischt. Mit dem Krüppelsein hatte er sich seither gut arrangiert, hatte gelernt, ohne Drama mit zwei halb gelähmten Beinen und einem schief gewachsenen Rücken zu leben. Mit dem Seelenkranksein hingegen kam er bis heute nicht klar.

Lange genug war er aus seiner tristen Familiengeschichte geflohen, in die Reisen mit seiner Mutter und Eugenia erst, später in die Reisen mit René. Mit ihm war Alkohol in Unmaßen dazugekommen, dann auch Opium, Kokain, schließlich Heroin.

Nach dem Tod seiner Mutter hatte er aber Schluss gemacht mit dieser Flucht, mit dieser galoppierenden Sehnsucht nach dem Sich-Auslöschen. Er hatte begonnen, zunächst an minimalen, dann an größeren, inzwischen an sehr verantwortungsvollen Aufträgen zu arbeiten und so seinem Dasein einen Sinn zu geben. Eugenia hatte ein Talent in ihm entdeckt und ihn in ihrer mütterlich-beharrlichen Art in ein Handwerk gezwungen: das Gestalten von Lebensräumen.

Dieses Handwerk begann damit, Menschen zuzuhören, sich ihrer Träume anzunehmen, um ihre Welt dann in eine überraschend frische und ganz und gar ungewohnte Ordnung zu bringen. Allein, zu dieser Ordnung gelangte man nicht leicht. Man brauchte Zeit dazu. Zahllose Gespräche, langwierige Experimente, Fehler und Rückschläge waren notwendig, wenn man an Jeans Ziel gelangen wollte. Und dieses Ziel war, jedem Auftraggeber, der sich ihm anvertraute, eine ungeahnt neue Freude am Alltag zu schenken. Denn schließlich waren es diese kleinen, beinahe unmerklichen Freuden, die das Leben Tag für Tag ausmachten.

Von den Erfolgen seiner ersten schlichten Interieurs, Erfolgen, die wiedergekehrt waren und sich gefestigt hatten, ja beinahe berechenbar geworden waren, konnte er heute zehren. Er war aufgehoben in der Freude, ja Begeisterung seiner Klienten, eingehüllt wie in einen Mantel.

So war die Sehnsucht nach Selbstvernichtung in den letzten neun Jahren seit dem Tod seiner Mutter in immer weitere Ferne gerückt. Nur nachts war sie da und blieb, nachts, wenn die Welt stillstand und man nicht arbeiten und sich sinnvoll in ein Werk einbringen konnte. Wahrscheinlich würde diese ab-

grundtiefe Sehnsucht für immer bleiben, er müsste ein Leben lang leben mit ihr.

Tagsüber aber gab es Hoffnung. Ein kleines, saches Aufatmen, es war wie der haarfeine Riss in dem Porträt, das der Fotograf von *Harper's Bazaar* kürzlich in Jeans Boutique mit seiner gertenschlanken Leica geschossen hatte. Auf diesem Porträt sah er, es war nicht zu leugnen, zwar aus wie ein Toter. Doch durch den Riss auf dem elfenbeinfarbenen Fotopapier, den nur er sah und in dem genau dieses lautlose Aufatmen schwang, drang ein Lichtstrahl, der seinen rabenschwarzen Augen einen seidigen Widerschein gab.

Während er wieder nach seiner Füllfeder griff, blickte er auf. Im selben Moment auch Eugenia. Ihr Blick trug den seinen, fraglos wie immer. Jean musste die Augen abwenden, in denen vielleicht Tränen standen, er sah sich im Raum um. In der schmalen Bordbibliothek bestand die Einrichtung aus wenigen Möbelstücken. Als Belohnung für diese Beschränkung auf das Wesentliche gab es an der leicht gekrümmten Bugwand aber drei große, in Messingrahmen gefasste Bullaugen mit einem einmaligen Blick auf das Meer. Wahrscheinlich war dieser Blick allein für Jean unerträglich.

Eugenia hatte sich am Kopfende des langen Tisches ihren Arbeitsplatz eingerichtet, so hatte sie die ganze Tischlänge zum Ausbreiten der Kostenvoranschläge, Bankauszüge und der Korrespondenz mit ihren argentinischen Geschäftspartnern zur Verfügung. Jean hatte keine Unterlagen zu sichten. Es gab keinen zu studierenden Plan, keine Ansicht des Bauwerks, auch keine Fotografien der Landschaft, in der das Grandhotel errichtet wurde. Er konnte hier auf der Madrid nichts, aber auch gar nichts für Eugencias Projekt tun, denn weder die Baupläne noch das Raumbuch mit den Möbel- und Zubehörlisten waren rechtzeitig in Paris angelangt.

»Verlässlich, deine Argentinier!«, hatte Jean gespottet, und seit ihrer Abreise war klar, dass er die lange Reihe von wertvollen Tagen hier auf See mit Nichtstun verbringen würde. Mit der Arbeit, mit der Riesearbeit an der Gesamteinrichtung des Grandhotels, würde er erst in jenem fremden Land beginnen können, in das Eugenia ihn hier verschleppte. Er konnte es beim Einschlafen und beim Aufwachen, und das geschah in den endlosen Nächten auf See einige Male jede Nacht, immer noch nicht glauben, dass er diesem Wahnsinn zugestimmt hatte.

Eugenia fing ihn mit ihrem Blick, und da war sie, die so vertraute, samtige Tiefe, in der seine Seele sich festmachen konnte. Doch da war auch dieses neue, schelmenhafte Blitzen.

Was hatte sie bloß mit ihm vor?

Sie kicherte in sich hinein und wandte sich wieder ihren Bankauszügen zu. Mit ihrem schlohweißen Haar, diesem Schelmenblick und dem frechen, warmgrau und kreideweiß gestreiften Ringelpullover über den Ton in Ton grauen Hosen war sie für den Hochseedekor, der sie hier umgab, wie maßgemacht. Das Greige, das Grau-Beige-Gemisch, die Nicht-Farbe, die Coco Chanel zu Schwarz und Weiß erfunden und die Jean seither in alle seine Gestaltungen übersetzt hatte, stand ihr fabelhaft. Sie sah frisch und ausgeschlafen aus wie eine Siebzehnjährige!

Jean hingegen, wie immer in seinen flanellgrauen Stadt-Zweireiher gezwängt und mit seinen Schlaflose-Nächte-Ringen unter den Augen, musste, obwohl halb so alt wie sie, aussehen wie hundert. Er versuchte, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Studium von Eugencias Silhouette in diesem für sie beide ungewohnt maritimen Interieur zu richten, doch das war beinahe unmöglich, denn im Hintergrund war in den Rahmen der Bullaugen der starke Seegang ablesbar. Und zwar klar ab-

lesbar, auch ein Auge zumachen nutzte nichts. Jean stellte den Blick auf endlose Weite, doch das war ebenso umsonst, die Horizontlinie der Meeresebene vor ihm kippte alle paar Sekunden um gute dreißig Grad nach links, dann um gute dreißig Grad nach rechts. Dazu stellte sich jedes Mal ein Unterdruck im Magen ein, ein beklemmendes Gefühl, und erinnerte ihn an die Last, die ihm beim Erwachen aus seinen Alpträumen auf Brust und Magen drückte.

Diese Alpträume waren immer gleich und immer gleich schrecklich. Doch wenn man aus ihnen erwachte, war zumindest eines sicher, sie waren vorbei. Nicht aber hier, auf diesem Schiff. Denn in dieser »Bibliothek« genannten, doch in Wahrheit nach Teppichleim stinkenden Kajüte war das Fiasko ja in keiner Weise überwunden, sondern stand erst bevor!

Was, wenn sie bei diesem Seegang, der aller Wahrscheinlichkeit nach einen fatalen Sturm ankündigte, untergingen? Und keiner wüsste, wo sie dann hintrieben?

Wer konnte voraussehen, wie lange Jeans schwache Arme ihn über Wasser halten würden, ganz zu schweigen von seinen halb gelähmten Beinen?

Wer ahnte, ob Eugenia ihm nahe bliebe in der Kälte, der Strömung des Ozeans?

Außer zwei Namen auf einer Passagierliste würde nichts von ihnen übrig bleiben. Zwei typisch deutsch-präzise Einträge: Eugenia Huici Arguedas de Errázuriz, Staatsbürgerschaft: Chile, geboren: 15. September 1860 in Valparaíso, Wohnsitz: 11 Rue Masseran, Paris, Reiseziel: Chalet Errázuriz, Isla Victoria, Patagonien.

Bei Jean stände das gleiche verwegene Reiseziel, dazu seine Daten, Staatsbürgerschaft: Deutschland / Frankreich, geboren: 28. Februar 1895 in Paris, Wohnsitz: ebenda, 7 Rue de Verneuil.

Das wäre es gewesen. Das bliebe von ihnen. So wie von René am Ende nur eine solche Handvoll Daten geblieben war. Dazu:

gestorben, Freitag, Paris (Akte XIII / 888 Präfektur Paris), am 18. Juni 1935.

Jean schraubte die Füllfeder wieder auf, er musste weiterschreiben, um sich zu beruhigen, allein auf hoher See mit diesen tausend Ängsten. Seine sicheren Gewohnheiten, jeder feste Boden unter den Füßen waren meilenweit entfernt, er hasste Eugenia dafür. Er starrte sie über den langen Tisch hinweg an, der Blick musste merkbar sein, geradezu wehtun, doch sie rechnete weiter und sah nicht auf. Ihr immer noch sehr dichtes Haar, das sie seit ihrer Abreise aus Paris im Nacken kurz trug, ein Pagenschnitt, der Jean erst entsetzt, doch dann Tag um Tag mehr hingerissen hatte, wippte mit den Zahlen mit, die sie in die Registerzeilen ihrer Buchhaltung eintrug.

Diese größte Mäzenin ihrer Zeit war ein mindestens genauso guter Geschäftsmann wie er. Sie arbeitete unermüdlich, und sie hatte über die Jahre und Jahrzehnte ihrer Tätigkeit eine Kunst erlernt, die für Jean noch in weiter Ferne lag: Geduld. Sie eilte nie, sie wurde nie ärgerlich und nahm nichts persönlich. Fraglos besaß sie zudem die magische Dimension, die echte Visionäre ausmachte, sie erkannte die Potenziale von Orten und Menschen mit schlafwandlerischer Sicherheit. So wie sie jemanden in Sekundenschnelle verwerfen konnte, wenn er selbstverliebt, gar berechnend war oder auch nur schlicht gewöhnlich, so konnte sie wahre Revolutionäre erahnen und benennen, ohne sich zu irren. In ihr waren eine Weitsicht und Selbstlosigkeit, die Jean nicht gegeben waren. Dafür misstraute er sich viel zu sehr. Doch genau dafür bewunderte er sie.

Das war Unsinn, was er da dachte. Er bewunderte ja nichts Bestimmtes an ihr, keine einzelne ihrer Eigenschaften. Nicht ihre Gelassenheit, nicht ihre Ehrlichkeit, nicht ihre Neugier, nicht ihren frappierenden Humor. Er bewunderte Eugenia *tout court*.

Was sie für Igor Strawinsky und Blaise Cendrars getan hatte, die bettelarm in Paris gestrandet waren! Und erst für diesen widerlichen Pablito Picasso, der ein Narzisst war, aber, zugegeben, sicher auch ein Genie.

Würde auch nur eines dieser Talente sich erkenntlich zeigen, bräuchte Eugenia eines Tages selbst einmal Unterstützung, gar Hilfe?

## 2 *Kindheit*

Jean begann mit einer neuen Seite. Er könnte in dieser langen Zeit auf See seine von Anbeginn an zerrüttete Identität erforschen. Denn wenn er schon nicht wusste, wer er für sich selbst war, wer war er denn für andere gewesen seit seiner Kindheit?

Er dachte nach, um sich an die Stimmen der Klassenkameraden zu erinnern. Und tatsächlich, die Handvoll Jungen, die in all den Jahren überhaupt mit ihm sprachen, hatten ihn nie Jean gerufen, sondern Marcel, weil er, zugegeben, genauso durch und durch jüdisch und genauso durch und durch effeminiert aussah wie sein berühmter Nachbar Marcel Proust. Der war zu Jeans Grund- und Mittelschulzeit ständig in den Feuilletons präsent gewesen, weil er zunächst am ersten, dann am zweiten und am dritten, zu Jeans Lyzeumszeiten schließlich am vierten Teil seines Lebenswerks *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* geschrieben hatte. Jean musste schmunzeln, während er an Proust dachte. Wie er in den kargen Kriegsjahren weiße Friedensfahnen auf dem Balkon seiner Etage an der Ecke der Avenue Kléber zur Rue de l'Amiral Hamelin gehisst hatte, um ihn zu sich einzuladen, und es gab statt duftigen Madeleines zu indischem Darjeelingtee nichts als heißes Wasser mit einem halben Löffel Malzpulver und einer Träne klebriger Kondensmilch darin, dazu auf dem Gasherd gegrilltes Kommissbrot. Sie hatten untereinander immer Deutsch gesprochen, die Sprache ihrer Mütter, und diese Geheimsprache hatte sie vor dem Chauffeur und der Köchin geschützt wie ein Zaubermantel.

Wie hatte Proust, der sich damals schon gab wie ein alter Herr, obwohl er doch höchstens Mitte vierzig sein konnte, ihn gerufen? Johannes vielleicht oder Hans, das Jean übersetzt in ihre deutsche Muttersprache?

Möglich. Jean fiel es schwer, sich zu erinnern, so konzentriert hatte er diesen Nachbarn immer angestarrt, fasziniert von seiner morbiden Aura und vom sanften Klang seiner Stimme. So sehr hatte ihn sein Auftrag begeistert, der über Jahre darin bestanden hatte, ihm an den Nachmittagen nach der Schule die zahlreichen frisch geschriebenen Manuskriptseiten seines zweiten, dann seines dritten Bandes der *Verlorenen Zeit* vorzulesen, damit Proust ihn unterbrechen könnte, um handschriftliche Korrekturen vorzunehmen. Es hatte immer lange Stunden gedauert, die Seiten glichen am Ende Schlachtfeldern, und Jeans Mutter war gekommen, ihn abzuholen, weil es draußen schon dunkelte.

Proust – und jetzt fiel es ihm ein, er hatte nicht Johannes oder Hans zu ihm gesagt, sondern schlicht und einfach »mein Junge« – hatte Jeans Mutter immer wie nebenbei behandelt, eben so, wie man mit einer nahen Verwandten umgeht, deren Wohlwollen einem sicher ist. Tatsächlich waren die beiden ja über ihre mütterlichen Familien, die Weils und die Loewis, direkt verwandt. Vernarrt aber, ja geradezu verliebt war Proust in »die schöne Eugenia«, deren zauberhafte Frische schon bald nach ihrer Ankunft aus dem fernen Chile in Paris als legendär galt und der auch der berühmte Porträtist John Singer Sargent nicht hatte widerstehen können. In den Salons des Großbürgertums wurde seine unglückliche Vernarrtheit in diese Unerreichte seit Jahren belächelt, hatte sich Eugenia doch schon vor dem Krieg aus dem schrillen Pariser Gesellschaftsleben zurückgezogen.

Apropos, wie hatte seine Mutter ihn genannt? Natürlich nicht Marcel wie die Schulkameraden und auch nicht »mein Junge« wie Proust, sondern?

Jean musste nachdenken, um sich ihre Stimme in Erinnerung zu rufen, ja, natürlich: »Mein kleiner Jean Cheri«. Nie ohne das »Mein kleiner« zu Beginn und das »Cheri« zum Schluss. Diese kurze Namensmelodie war stets von einem Lächeln durchsonnt gewesen, es schwang mit den Worten mit, immer gleich warm, ob die Mutter nun beschäftigt war oder wie so oft in Gedanken versunken, weil von ihrem Mann gekränkt.

»Mein kleiner Jean Cheri«, diese vier Wörter schienen sie jedes Mal aufgerichtet, ja mit tiefer Freude erfüllt zu haben, und im endlosen Vertrauen, das hinter ihnen stand, war er aufgewachsen. Es war dieses Vertrauen, das ihn durchs Leben trug.

»Schau nie, wer vor dir steht«, hatte sie ihm immer gesagt, »wisse, wer hinter dir steht.« Eine Löwin, bereit zum Sprung, um ihren verkrüppelten Jüngsten zu verteidigen.

Seine großen Brüder?

Er hatte doch Brüder gehabt, stattliche, gut ausgebildete, viel gefragte Brüder. Wie hatten die ihn gerufen?

»Hänschen«. Für Oscar und George war er das Muttersöhnchen gewesen, das verfehlte Mädchen, behindert und nicht herzeigbar, ein peinlicher Ausrutscher. Ihn »Hänschen« zu rufen, mit herbem deutschem Akzent, war für zwei gleich zu Kriegsbeginn eingezogene französische Unteroffiziere die größte Beleidigung, derer sie fähig waren.

Nie zeigten sie sich mit der Mutter auf der Straße, wenn sie mit dem kleinen Jean und der Zofe die Einkäufe erledigte oder zum Spazieren in den Trocadéro-Park ging. Jean war nach seiner Kinderlähmung im Wachstum derart zurückgeblieben, dass er sich schief hielt und merklich humpelte, sommers wie winters war er totenblass. Mit so etwas ging man nicht aus.

Und dabei hatte er doch schon in der Mittelschule die Idee mit dem Regenschirm gehabt! Statt an seinem Behindertenstock war er mit dem Regenschirm seiner Mutter auf die Straße gegangen, der passte in der Größe perfekt.

Sein Vater schließlich? Hatte der ihn je beim Namen genannt, gar gerufen? So wie er Oscar und George rief, samstagsmorgens zur Jagd und sonntags zur Kirche?

Jean konnte sich an keine einzige Gelegenheit erinnern. Der Vater war ihm in allem fremd geblieben. Seine harschen Bewegungen, sein strenger Geruch, sein drohender Ton hatten Jean seit jeher abgeschreckt, es hatte nie, über all die Jahre, einen Moment gegeben, in dem die beiden sich direkt gegenüberstanden hätten. Kein einziger direkter Blick zwischen ihnen, kein Lachen, kein Zunicken, nicht einmal ein Verbot, eine Rüge, eine Korrektur. Jean war für ihn unsichtbar geblieben.

Wie hatte sich dieses phantomhafte Nebeneinanderleben eingestellt? Ein früher Selbstschutz, ein angeborenes Verbündetsein mit der Mutter? Oder hatte der Vater gelernt, diesen dritten Sohn, der sich als Frühgeburt eingestellt hatte, zu einem kränklichen Kleinkind herangewachsen war und schließlich von unheilbarer Lähmung befallen wurde, zu übersehen?

### 3 *Tod überall*

Jean konnte niemanden mehr fragen. Der Vater war tot. Seine Brüder waren tot. Seine Mutter war tot.

Wie viele Erinnerungen ihn hier, auf diesem Schiff nach Übersee, heimsuchten, sie wogen schwer wie Blei. Und wie gut ein neues Kassenbuch und die Möglichkeit zu schreiben da taten, eine als Bordbibliothek ausgestaffierte Kajüte, ein Tisch, ein Sessel, eine Leselampe, die vermeintliche Stabilität, vermeintliche Sicherheit gaben, auch wenn die Wahrheit war, dass Jean Angst hatte. Wo kein Horizont mehr war, war kein Halt. Sie hatten die Küste Afrikas heute früh hinter sich gelassen, und bis Brasilien war es eine Ewigkeit. Dazwischen kam der Äquator.

Es war der 23. Februar, in fünf Tagen würde er zweiundvierzig. Doch vielleicht erlebte er diesen Geburtstag ja nicht mehr?

Jean erhob sich so unvermittelt, dass es ihn selbst erschreckte. Eugenia zog die Augenbrauen hoch, sah aber nicht auf. Während er sein Gleichgewicht wiederfand, besänftigte er sie über den Tisch hinweg mit beiden Händen, fischte seinen Regenschirm von der Sesselkante, schritt aufgrund des Seegangs etwas torkelnd an der Wand entlang und öffnete die Pendeltür der Bordbibliothek. Er fand sich dem Barmann gegenüber, der zu dieser Vormittagsstunde nach dem Abräumen der Frühstückstische im Bordrestaurant die elf tagtäglich zweimal gebrauchten Champagnerkelche nachspülte und trocken polierte, um sie auf dem Tresen für den Aperitif vor dem Mittagessen in einer präzise kalkulierten Pyramide aufzubauen. Elf Mitreisende wa-

ren sie über den Äquator bis nach Rio de Janeiro und Buenos Aires, das ergab allabendlich beim Dîner mit dem Ersten oder Zweiten Offizier von Captain Cohn ein perfektes letztes Abendmahl.

Jean stieß die Außentür zum Deck nach Steuerbord mit für ihn ungewöhnlichem Schwung auf.

Was hatte ihn so plötzlich hierher nach draußen getrieben? Die Vorstellung eines nahen Todes? Oder eher die Erinnerung an seine Brüder und an seinen Vater?

Auf dem Gästedeck angelangt, konnte er mit Erleichterung feststellen, dass der Seegang nachgelassen hatte. Oder kam es ihm nur so vor?

Hier fehlten die Maßeinheiten der Bullaugenfenster, man konnte die Schräglage des Horizonts an keinem Achsenkreuz festmachen, und für einen Moment fühlte er sich beinahe in Sicherheit. Auch war es an diesem Morgen weit vor der Küste Afrikas erstmals frühlinghaft warm, die Temperatur, die er gut aushielt, oder besser, die sein schief gewachsener Rücken gut aushielt. Dass er kaum schlief und schlecht aß, hatte ja nichts mit dem Klima zu tun.

Sie fuhren mit der Postlinie, demnach hatten sie nur so wenige Passagiere, das Gästedeck war den ganzen Tag bis zum Sonnenuntergang, den sich kaum einer entgehen ließ, leer. Die neun anderen, die man bei den Mahlzeiten im Bordrestaurant und vorher wie nachher an der Bar beobachten konnte – der italienische Tenor mit seiner jungen Frau, die zwei dänischen Forscher, die drei Önologen aus Burgund und das Pärchen englischer Schriftstellerinnen –, hatte er die Küste Frankreichs entlang studiert. Vor der Küste Spaniens war er damit fertig gewesen, und die Tage und Abende vergingen nicht mehr. Gestern dann, vor der Küste Westafrikas, war ihm die Idee gekommen, zu schreiben. Solange Eugenia mit ihrer Buchhaltung beschäftigt wäre, und die zöge sich wahrscheinlich über alle kom-

menden Vormittage und Nachmittage bis zu ihrer Ankunft in Buenos Aires hin, sie bereitete ein epochales Projekt vor und investierte große Summen, hätte er also zu tun. Ab jetzt war er nicht mehr arbeitslos.

Als Kind hatte sein Leben um seine großen Brüder gekreist, um die ihn jeder beneidete und die doch ihn, den Kleinsten, vollkommen übersahen. Dann, als sein Gesundheitszustand etwas stabiler geworden war und er endlich die Schule besuchen konnte, waren seine ihn hänselnden Schulkameraden zu seinem Lebensinhalt geworden. Schließlich, an den Morgen und Abenden zu Hause in der Avenue Kléber, hatte sein Leben sich um seinen Vater gedreht, dem er zwar niemals genügen konnte, dem er aber doch gefallen wollte. Jean hatte es mit Gut-in-der-Schule-Sein versucht. Doch auch das war, wie alles an ihm, unbeachtet geblieben.

Seine beiden Brüder, diese herrlich wohlgeratenen Brüder, waren als blutjunge Offiziere gleich im ersten Kriegssommer des Jahres 1915 gefallen. Noch nicht Mitte zwanzig, starben sie im Kugelhagel an der deutsch-französischen Front. Daraufhin hatte sich sein Vater, der Bankier, der seine ganze Existenz auf diese zwei vielversprechenden Nachfolger gesetzt hatte, das Leben genommen.

All das war innerhalb von nur fünf Monaten geschehen, am Morgen des 11. November 1915 waren Nanette Frank und ihr kleinster Sohn allein in ihrem Palais in der Avenue Kléber zurückgeblieben. Der Vater lag tot auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Eingang des Hotel Baltimore, an der Ecke zur Rue Léo Delibes. Nannchen, die Zofe, hatte mit dem Besen versucht, ihn vom Sprung vom Balkon des vierten Stocks, aus den Mansardenfenstern seiner toten Söhne, abzuhalten. Vergebens. Die Mutter wurde krank darüber, sie sehnte sich hinweg aus dieser Welt.

Das Schiff änderte den Kurs, man konnte jeden Grad der Drehung spüren, dem neuen Lichteinfall nach steuerte es direkt nach Süden. Jean lief ein paar Schritte an der langen Bullaugenfront des Bordrestaurants entlang, das zum Bug hin in eine kleine, offene Tagesbar überging. In der Ferne waren schon die Kapverdischen Inseln am Horizont auszumachen.

Als er jetzt nur einen Schritt aus dem Schutz der Deckwand zur Bugspitze trat, traf ihn der Südwind mit solcher Wucht, dass sein rechtes Bein nachgab und er hinterrücks stolperte, bereit, der Länge nach zu stürzen und auf dem Teakboden entlang bis zur Reling zu rutschen. Kein Mensch wäre da, ihm aufzuhelfen, und so wäre sein Ende ausgemacht.

Warum musste er auch eine so riskante Reise wagen? Hatte er zu Hause nicht Arbeit genug?

Allein, hierzu würde es nicht kommen, denn statt auf den Teakboden zu stürzen und weiter an die Reling zu rutschen, fiel er der Länge nach auf eine Gruppe von Deckchairs. Es tat gar nicht weh.

Er blieb eine Weile liegen und schloss die Augen. Die Morgensonne wärmte seine Lider, und er begann, ohne es zu wollen, laut gegen den Südwind anzulachen.